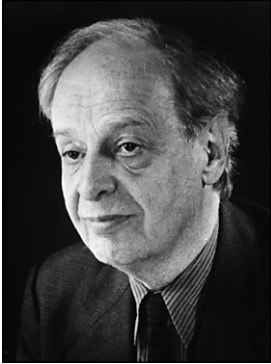


## Dieter Henrich

# Die siebente Zeit



Dieter Henrich, geboren in Marburg 1927, Promotion in Heidelberg 1950, Professuren Freie Universität Berlin (1960), Heidelberg (1965), Columbia University New York (1968–1973), Harvard University (1973–1984), München (1981–1994), Tübinger Hölderlin-Preis (1995), Honorarprofessor Humboldt-Universität zu Berlin (1997), Dr. theol. h. c. (1999), Mitglied u. a. der Heidelberger (1971) und der Bayerischen (1984) Akademie der Wissenschaften, der Academia Europaea (1989), der American Academy of Arts and Sciences (1993). Verfasser u. a. von: *Hegel im Kontext* (1971), *Identität und Objektivität* (1976), *Fluchtlinien* (1982), *Ethik zum nuklearen Frieden* (1990), *Eine Republik Deutschland* (1990), *Der Grund im Bewußtsein* (1992), *Bewußtes Leben* (1999), *Versuch über Kunst und Leben* (2001). – Adresse: Institut für Philosophie, Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

Die neun im Grunewald verbrachten Monate wurden zu meiner siebenten Berliner Lebensphase. Es begann mit den alljährlichen Berlinfahrten der Studenten des Heidelberger Collegiums, dem ich in den fünfziger Jahren vorstand. Sie haben mich zuerst in den Osten und den Westen der geteilten, aber noch nicht abgemauerten Stadt gebracht. Ihnen folgten seit 1960 fünf Jahre auf dem Lehrstuhl der Freien Universität und, wieder von Heidelberg aus, die Lehre in der Kunsttheorie an Wochenenden für die Technische Universität. Später ergab sich eine besondere Beziehung ins östliche Berlin durch die schwierigen, aber notwendigen und am Ende auch fruchtbaren Kooperationsverhandlungen für die Hegel-Vereinigung mit den Einrichtungen der Sowjetunion und der DDR. Nach deren Zusammenbruch folgten die Evaluationen, die Rettung und neue Organisation der Marx-Engels-Ausgabe und schließlich eine Honorarprofessur an der Humboldt-Universität. Wer den Mauerbau, die Studentenrevolte und die frühe Nachwendezeit in Berlin erlebte

und wer Freunde auch im Berliner Osten hat, muss wohl die neun Monate im Grunewald-Kolleg ganz anders erfahren als ein Gast, den die Stadt zum ersten Mal aufnimmt.

Nur während der wenigen Jahre an der Freien Universität war ich ganz in der Stadt zu Hause. Dennoch verließ ich sie wieder – weggezogen von der schmerzenden Einsicht, dass die Politiker der zum Stadtstaat aufgestiegenen Kommune, denen Stallnähe höchste Entscheidungsevidenz in Personalfragen ist, unfähig dazu bleiben würden, eine Universität mit einer Strahlkraft wirklich werden zu lassen, die an das anschließt, was in der Hauptstadt Preußens unter napoleonischer Besatzung einmal glücklich gelungen war. Aber das Gefühl, dass die Stadt mir eigentlich Heimat sei, blieb davon über alle Phasen und Wechsel unberührt – in vielfältig gelebter Erfahrung bewährt und doch, wie Platon und die Romantiker eine solche Heimat verstanden haben, hinausgreifend über die Verwicklung in ihre faktischen Verhältnisse und Misere: Berlin also eine Geliebte, die eine Kontinuität schöpferischen und mit der Umgebung einstimmigen Alltags nicht aufkommen lassen will. Nur in einer ungebundenen Treue kann man ihr zugewandt sein.

In den beiden ersten Nachkriegsjahrzehnten wirkte die Anziehungskraft der Stadt nicht nur aus ihrer Lage an einer Weltgrenze, sondern auch aus Quellen, die sie mit ihrer Vergangenheit verbanden. Bedeutende Künstler und Gelehrte hatten ihr Berliner Leben lange vor Hitlers Sturz und der Teilung Deutschlands begonnen. Es gab also Grund zu der Sorge, dass mit deren Altern und Tod die Stadt auch zur humanen Provinz absinken könnte. Dazu ist es aber nicht gekommen. Berlin hat immer wieder begabte junge Menschen in seine belebenden Spannungen hineingezogen. Dass die Studentenrevolte und die Kulturrevolution, die sie auslöste, für Deutschland in Berlin begann, kann man sich auch daraus erklären, dass ein von der Stadt und den Grenzgängern in ihr angeregtes kreatives Lebensgefühl mit den vielen städtischen Institutionen kollidiert, die selber Imaginationskraft weder freisetzen noch zu ihr in ein Verhältnis kommen. Dies Muster scheint verwandelt auch nach der Wiedervereinigung in Kraft zu bleiben. Noch zeichnet sich gar nichts ab, das darauf hindeutet, dass der Umzug der politischen Zentrale an ihm etwas verändern wird. Zurzeit bereichert der Zuzug aus aller Welt immer noch mehr den Humus der überkommenen Lebensverhältnisse, als dass er der Gestaltungskraft der Institutionen aufhülfe. Die Bautätigkeit des Bundes schließt sich jedenfalls ziemlich fugenlos der Verunstaltung an, die dem Stadtbild von Speer, Henselmann und vielen entschloss- und durchsichtsschwachen Bausenatoren zuge-

fügt worden ist. Im Grunewald jedoch lebt man wie in einem Reservat der Kaiserzeit, und man kann nicht anders als dankbar dafür zu sein.

Wer in sieben Lebensphasen der Stadt nahe gewesen ist, der wandelt in ihr nicht nur durch die Schichten der eigenen Vergangenheit, die sich im immer neuen Wechsel der Eindrücke und Erinnerungen mischen und überschneiden. Er findet auch einen unvergleichlichen Reiz darin, die Überlagerung der historischen Perioden auf jedem Schritt zu erfahren. Das Hauptgebäude der Humboldt-Universität ist dafür ein gutes Beispiel: ein schlank-klarer Bau der preußischen Monarchie, in dem dann das Bildungskonzept des Neuhumanismus seine weltweite Wirkung begann, Lehrstätte Fichtes, Schleiermachers und Hegels, gegenüber dem Platz der Bücherverbrennung, in seinem Inneren vom Brand der Bombennächte und einem kargen Wiederaufbau noch immer gezeichnet, über vierzig Jahre nur mit einem Ausweis des DDR-Regimes zu betreten, Marx' These über Feuerbach – nunmehr unter Denkmalschutz – auf den roten Marmor genietet, der einst aus der Ruine von Hitlers Reichskanzlei zum Wiederaufbau herbeigeschafft worden war. Wo in der Welt sind die Relikte der Geschichte derart dicht in ein gegenwärtiges Leben eingegangen?

Das Kolleg muss sich unter den Berliner Sonderbedingungen behaupten. Seine Gründung verstand sich aus dem Versuch, der Berliner Insel an der Weltlagergrenze die Präsenz von internationalen Forschungsspitzen zu gewinnen. Nunmehr muss das Haus seine Zukunft finden und sichern gegenüber einem mit Kultureinrichtungen überladenen Etat der pauperisierten Hauptstadt. Als Mitglied eines Jahrgangs oder, wie es heißt, der „Klasse von 2000/2001“ fühlt man sich zwar auch in Erfahrungen der eigenen Gymnasialzeit zurückgedrängt. Aber es ist doch möglich, der Direktionsletage des Kollegs ein wenig in die Karten zu spekulieren. Da sieht man dann die notwendige Klugheit am Werke, das Institut nicht nur in der Nation, sondern in West- und Osteuropa zu verankern und es damit, wie auch über die Einrichtung von Sonderprogrammen für die drängenden Problemlagen der Zeit, unentbehrlich und unangreifbar zu machen. Die Geschichte des Instituts ist aber auch dadurch gegenwärtig, dass die Ordnung des Alltags im Leben des „Jahrgangs“ ursprünglich mehr an den aristokratischen Leitvorstellungen von Oxbridge orientiert war, dann aber allmählich, wiewohl noch immer nicht vollständig, von den meritokratischen der amerikanischen Ostküste geprägt wurde.

Ganz ohne allerlei durchaus sicht- und fühlbare Zugeständnisse lässt sich ein solcher, auf wenige Augen gestellter Prozess der Selbstbehauptung durch Selbstrevision und Selbstausbreitung nicht meistern. Aber man freut sich doch, aus dem unter schwierigen Bedingungen eindrucksvoll Geleisteten auf eine vieles versprechende Zukunft schließen zu dürfen. Zudem wünscht man allen denen, die dem Haus auf Dauer angehören, dass es im Wandel nichts von dem Erreichten einbüßt. Man wünscht ihnen insbesondere, dass es durch eine weiterhin glückliche Wahl bei der Ergänzung seiner Mitarbeiter die Atmosphäre gelassen-kompetenter Freundlichkeit zu bewahren vermag, die es so sehr auszeichnet.

Zu den schönsten Stunden im Kolleg gehörten für mich die am späten Abend und an den Sonntagen in der Bibliothek. Zwar konnten auch die findigsten Bibliothekarinnen für die Arbeit an zwei voluminösen Buchtexten zur Philosophie des ausgehenden 18. Jahrhunderts die zeitgenössischen Publikationen nicht ins Haus bringen. Aber die gute Ausstattung mit bibliographischen Hilfsmitteln hat schon vieles wettgemacht. Nirgends sonst kann man sie zu jeder Nachtzeit und ebenso frei nutzen wie hier. Auch sind viele der Drucke und der Journale vor 1800 inzwischen in neuen Auflagen und Mikrofiche-Editionen zur Verfügung, die dann auch auf längere Zeit in die Bibliothek gegeben werden. Da dennoch vieles nicht ausgeliehen werden wird oder in den geschädigten Berliner Bibliotheken nirgends zur Verfügung steht, sollte sich ein Mitglied, das auf solchen Gebieten arbeitet, vorab eine Übersicht über das verschaffen, was am Ort zu erhalten ist, und dann notfalls mit schwerem wissenschaftlichen Kopien-Gepäck anreisen. So konnte ich im Kolleg doch beinahe ebenso gut arbeiten wie ehemals im Dienstzimmer von Harvards Widener-Bibliothek.

Trotz so viel Geschichte – in der Stadt, im Kolleg und in der eigenen Arbeit – sind mir in der Erinnerung dieses Berliner Jahres die geschichtslosen Lebewesen des Grunewalds ebenso nahe wie seine Menschen geblieben. Wie sehr der unbesiedelte Wald von vor 130 Jahren auch um die künstlichen Seen der Kaiserzeit noch fortbesteht, bewies gleich am Tage nach der Ankunft ein Habicht, der einen guten Meter vor dem Fenster der Parterrewohnung eine Taube zerriss. Auf den Kunstseen herrscht nicht nur emsiger Wasservogelverkehr. Im Herbst dominierte den See an der megalomanen Villa Walther und die Insel in seiner Mitte ein einsamer Schwan, wie ein verwunschener Priester der Erdmutter Hertha. Im Widerschein des Feuerwerks zur Jahrtausendwende huschte der Schatten eines Fuchses über das Eis hinweg. Leicht kann man dann der Sage

nachdenken, im Grundschlamm des Halensees, der als einziger kein Produkt der Kunst der bismarckischen Landschaftsarchitekten ist, lebe seit Menschengedenken ein riesiger Wels.

Die Tiere, die dem Menschenleben verbunden sind, bereichern dies Bild auf noch andere Weise. Der alten, hochgepflegten Afghanenlady mit ihrer klein gewachsenen stolzen Begleiterin und dem West-Highland-Terrier-Pärchen begegneten wir fast täglich. Der große Schäferhund des hoch geschätzten und alles wirkenden Hausmeisters Riedel muss die kleine weißpfotige Katze tolerieren, die den Küchentrakt umschleicht und die Mauslöcher der Beete fixiert. Die Spatzen der Stadt flattern und hüpfen voll Selbstvertrauen auf die offene Hand, die ihnen Futter anbietet. Zum Weihnachtsmarkt im Mendelssohn-Palais war eine Schar würdiger grauweißer Gänse herbeigefahren worden, die sich in ihrem Gatter gegenüber der unförmig andrängenden Menschenmenge mit Stil und Takt zu behaupten schienen. Und nachdem das Waldgeschrei ungezählter Amseln verstummte, als der Sommer zur Höhe gekommen und der Abschied nahe war, kam für Wochen der Duft der blühenden Linden auf und durchdrang alle Räume. Wer ein Jahr im Kolleg verbrachte, der weiß die poetische Aura des berühmtesten Berliner Straßennamens mit einer genauen Erinnerung zu verbinden. Im Plural „Unter den Linden“ geht die mythische Bedeutung der Linde auf dem Dorfanger, um die einst im Spätsommerduft das junge Volk tanzte, mit dem Versprechen eines großstädtischen Lebens von ganz anderem Zauber zusammen – aber einem Zauber von gleicher Lebensmacht. Stadt und Grunewald lassen die Sehnsucht nach der Erfüllung solchen Versprechens spüren, obwohl wir wissen, dass sie längst unabsehbar geworden ist.